»Ich habe mein Leben als Chance genutzt, um von der Dunkelheit ins Licht zu gehen«

Die berühmte Fotografin Gundula Schulze Eldowy sieht sich selbst als Nomadin.

Interview
CAROLIN WÜRFEL

Foto
PAULA WINKLER

Dieser Wesenszug führte sie zu ihrem großen Mentor nach New York, in Ägypten zu sich selbst und zum Stamm der Moche in Peru, wo sie ihren Mann fand

Gundula Schulze Eldowy Anfang November in Berlin, der Stadt, für die sie mit 18 ihre Heimat Erfurt verließ.

SZ-MAGAZIN **Frau Schulze Eldowy, Sie leben seit 20 Jahren in Peru. Davor waren Sie in Ägypten und New York. Jetzt sind Sie für einige Monate nach Berlin zurückgekehrt und bereiten sich auf eine Ausstellung vor. Sind Sie gern hier?**

GUNDULA SCHULZE ELDOWY Nein. Als ich in Berlin ankam, wollte ich sofort wieder zurück nach Peru. Ich bin ein sehr lebenslustiger Mensch, aber die Stadt schlägt selbst mir aufs Gemüt. Es gibt kein Licht!

Trotzdem haben Sie noch eine Atelierwohnung hier.

Ich weiß, es ist eigenartig. Eigentlich wollte ich schon mehrmals meine Wohnung aufgeben und alle Zelte abreißen, aber irgendwie kommen dann doch immer wieder Signale, dass ich die Stadt nicht ganz zurücklassen sollte. Ich glaube, das ist der alte Geist, der mich damals auch aus Erfurt nach Ostberlin geholt hat.

Was für ein alter Geist?

Ich habe in Berlin immer das Gefühl, durch eine Stadt voller Gespenster zu laufen. Es gibt zwar keine Ruinen und zerstörten Plätze mehr wie damals, als ich mit 15 zum ersten Mal nach Ostberlin trampte und von den Spuren des Krieges völlig überwältigt war, aber die Frage, die ich mir schon bei diesem ersten Besuch 1969 stellte, beschäftigt mich bis heute: Was ist hier passiert? Wie konnte sich eine Kultur so verlieren? Berlin ist für mich das kranke Herz Europas, das seit dem Kaiserreich von einem Infarkt zum nächsten stolpert und einfach nicht zur Ruhe kommt. Diese Düsterkeit fasziniert mich und hat gleichzeitig dazu geführt, dass ich – sobald ich konnte – aus ihr geflüchtet und ausgebrochen bin.

Ausbruch spielt in Ihrer Biografie eine große Rolle. Sie wurden 1954 in Erfurt geboren und haben die erste Hälfte Ihres Lebens in der DDR verbracht, bevor Sie in die Welt gezogen sind. Was bedeutet Ihnen dieses verschwundene Land?

Die DDR war meine Kindheit, und diese Kindheit war schön. Ich werte darüber nicht im ideologischen Sinn, wie es heute oft üblich ist.

Aber die sozialistische Ideologie hat Sie geprägt?

Nein, dieser Staat und das offizielle System haben mich nie interessiert. Ich weiß, dass wir Staatsbürgerkunde in der Schule hatten, aber an den Inhalt erinnere ich mich überhaupt nicht. Meine Klasse und ich haben uns von dem Versuch, uns ideologisch zu erziehen, tatsächlich null beeinflussen lassen. Unsere Lehrer, alles Kriegsversehrte, waren in unseren Augen Versager, die den Krieg verursacht hatten und uns jetzt was vom Kommunismus und Weltfrieden erzählen wollten, gleichzeitig aber Atombomben bauten. Wie sollten wir die ernst nehmen? Wir haben lieber Karten gespielt.

Und zu Hause? In was für einer Familie sind Sie aufgewachsen?

Mit vier Geschwistern in einem großen Haus am Stadtrand von Erfurt. Meine Eltern waren beide berufstätig, hatten wenig Zeit für uns, und dementsprechend herrschte zu Hause immer Bambule. Wir konnten machen, was wir wollten, und man ließ uns alles durchgehen. Dafür bin ich meiner Familie bis heute dankbar. Sie haben nie versucht, mich einzufangen. Die Einzige, die versuchte, auf uns Acht zu geben, war meine Großmutter. Sie und ich teilten uns ein Zimmer und waren eigentlich immer zusammen. Sie war mein großes Vorbild und hat mir das Einmaleins des Nomadentums beigebracht.

Was meinen Sie damit?

Sie hat mir beigebracht, wie man mit wenig gut leben kann und dass es das Wichtigste ist, auf die innere Stimme zu hören. Ein Ratschlag war: Mach dich niemals abhängig von den Zwängen und dem Druck der Sesshaften. Das hieß auch: Halt dich fern von Parteien, Organisationen und äußeren Bestimmungen. Sie hat oft gesagt: »Weißt du, in meiner Generation konnten Frauen nichts werden, und in der Generation deiner Mutter war es auch schwer, aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo du dir alles vom Leben holen kannst. Also geh los und dreh dich nicht um.«

Das haben Sie dann auch getan. Mit 18 zogen Sie nach Ostberlin, ins alte Scheunenviertel rund um den Rosa-Luxemburg-Platz. Was war das für eine Nachbarschaft?

Ach, das war wunderbar. Im Scheunenviertel war noch etwas aus der alten Gründerzeit Berlins und den Goldenen Zwanzigern hinübergewachsen. In den Häusern gab es große Säle und Stuck und Parkett und schmiedeeiserne Gitter vor den Fenstern. Und es herrschte eine Kultur, die im Osten eigentlich nicht mehr üblich war und sich langsam, aber sicher verabschiedete. Ich durfte sie in ihren letzten Atemzügen erleben. Mich beeindruckten vor allem die Menschen. Sie waren für mich die Antipode zum politischen Berlin und das Gegenteil der strengen Regierungsgewalten. Sie waren authentisch, spontan, lebendig, hatten einen schlagenden Humor und fühlten sich in keiner Weise zugehörig. Ich habe mich unter ihnen sofort pudelwohl gefühlt.

Die ersten Jahre haben Sie an der Fachschule für Werbung und Gestaltung in Berlin-Schöneweide studiert. Die weltbekannte Fotografin, die Sie heute sind, gab es noch nicht. Wann haben Sie angefangen, sich für Fotografie zu interessieren und diese eigenwillige Nachbarschaft abzulichten?

Da muss ich ein bisschen ausholen. Ich habe als Jugendliche viel Honoré de Balzac und Stendhal gelesen und glaube, die beiden Franzosen haben mich unterbewusst schon auf die Fotografin vorbereitet, die ich später wurde. Ihr klarer, realistischer und kompromissloser Blick auf die Welt hat mich sehr geprägt. Als

Gundula Schulze Eldowy

wurde 1954 in Erfurt geboren. Ihre ersten Arbeiten als Fotografin zeigen ihre Nachbarn im Berliner Scheunenviertel. 1985 lernte sie den US-Fotografen Robert Frank kennen und zog nach der Wende zu ihm nach New York.

Das Foto links zeigt sie und Frank nach ihrer Ankunft 1990 in New York, wo Schulze Eldowy die erste Zeit mit Frank und seiner Frau June Leaf in deren Haus wohnte.

Das Foto rechts zeigt Schulze Eldowy mit ihrem Ehemann Javier Alberto Garcia Vásquez, der Angehöriger des Moche-Stammes ist, in Peru.

Fotos: June Leaf aus der Kunstsammlung des Gundula Schulze Eldowy Archives, Gundula Schulze Eldowy

ich dann 1977 im Alten Museum eine Retrospektive von Paul Strand sah, dem Pionier der New Yorker »straight photography«, war klar, dass ich selbst Fotografin werden wollte. Ich verließ das Museum, besorgte mir eine Kamera und lieh mir in der Staatsbibliothek alles aus, was ich über diese nüchtern-direkte Stilrichtung finden konnte. So entdeckte ich auch Diane Arbus und Robert Frank.

Sie werden oft als die »Diane Arbus der DDR« bezeichnet. Gefällt Ihnen den Vergleich mit der amerikanischen Fotografin?

Unbedingt. Als ich die Bilder von Arbus zum ersten Mal sah, schlugen sie bei mir ein wie eine Bombe, und ich beschloss: Das will ich auch machen.

Was hat Sie an den Bildern von Arbus so begeistert?

Erst mal kannte ich bis dahin kaum Künstlerinnen, die so forsch und klar auftraten wie Arbus. Und dann gefiel mir der weibliche, intuitive Blick, der aus ihren Fotos sprach. Bis heute wird Arbus ja unterstellt, sie hätte das Abnormale fotografiert, aber das sehe ich überhaupt nicht so. Ich finde: Sie hat die Menschen als das gesehen, was sie sind. Nicht als das, was sie sein wollten. Diese Intensität wird fälschlicherweise oft als Verzerrung und Übertreibung verstanden und wurde meinen Bildern zu DDR-Zeiten auch immer wieder nachgesagt. Mir ging es, wie Arbus, stets darum, die psychologischen Tiefen eines Menschen sichtbar zu machen, und das wirkt manchmal wie eine Karikatur.

Welche war Ihre erste Kamera?

Ich habe immer mit einer Nikon FE fotografiert.

In der DDR gab es offiziell nur Fotoapparate von Praktica. Woher hatten Sie eine Nikon?

Ich hatte einen guten Freund in Westberlin. Einen Philosophiestudenten, den ich mal auf einer Dampferfahrt kennengelernt hatte. Ich tauschte mit ihm Kamera gegen Bücher. Literatur gab es in der DDR ja en masse, und Bücher waren sehr günstig. Er war es später auch, der die Briefe an Robert Frank für mich über die Grenze schmuggelte und in Westberlin einwarf.

Eine Ihrer bekanntesten Serien heißt *Berlin in einer Hundenacht* und zeigt schonungslose Schwarz-Weiß-Fotos von Menschen aus jenem Berliner Milieu, in dem Sie sich von 1977 bis 1990 bewegten. Für viele stellten diese Menschen den sogenannten Rand der Gesellschaft dar.

Ja, ich wurde schon damals oft gefragt: Wie kannst du diese Assis fotografieren? Aber für mich waren das keine Außenseiter. Sie lebten sich einfach selbst in unbekümmerter Art.

Oft haben Sie die Leute sogar nackt fotografiert. Warum?

Ich sagte ja, dass die Ideologie in meiner Kindheit keine Rolle gespielt hat, aber in Berlin war sie durch den ganzen starren bürokratischen Apparat, der von dort aus regierte, sehr präsent. Jemanden in Berlin nackt zu fotografieren bedeutete herauszufinden, was und wer wir waren, wenn wir alle Kleider und den ganzen ideologischen Nebel abstreiften. Was bleibt, und was hat sich von den äußeren Vorstellungen, Rollen und Identitäten vielleicht sogar schon in den Körpern eingegraben? Das war die Idee. Am Anfang wollte ich vor allem Gleichaltrige fotografieren, aber dann erweiterte ich schnell meinen Blick und wollte alle Nuancen und Gruppen abbilden: Dicke, Dünne, Schwangere, Junge, Alte, Professorinnen und Gemüseverkäufer, Postbotinnen, Schlachter, Ehepaare, einsame Männer und Frauen.

Das Eindrückliche an Ihren Bildern ist, dass es keine Scham zu geben scheint. Wie ist es Ihnen gelungen, dass sich die Menschen vor Ihnen ausgezogen haben?

Sie dürfen das nicht mit heutigen Verhältnissen vergleichen. Die Nacktheit war nichts Beschämendes. Im Gegenteil: Wir haben uns so oft nackt gezeigt wie nur möglich. Es war nie so, dass ich jemanden überzeugen musste. Häufig haben die Leute mich sogar von selbst gefragt. Sie müssen sich das so vorstellen: In der DDR gab es nicht viel zu tun, also lief ich stundenlang durch die Gegend und begegnete dabei Leuten, die mich zu sich nach Hause einluden. Außerdem kannten mich die meisten sowieso schon, weil ich ja selbst ein Teil der Nachbarschaft war. Ich lief damals immer in einem blauen Cocktailkleid rum, und alle wussten, dass ich die junge Fotografin bin. Ich glaube, am Anfang nahm man mich nicht besonders ernst, aber meine hemmungslose Art, ich selbst zu sein, verband mich schnell mit den Menschen. Sie sahen mich, und ich sah sie. Dieses Unverklemmte war ein Zug, der mir am Osten immer sehr gut gefiel.

»Die Nacktheit war nichts Beschämendes. Im Gegenteil: Wir haben uns so oft nackt gezeigt wie nur möglich«

Gibt es Ihrer Meinung nach so etwas wie eine ostdeutsche Mentalität?

Nein. Im Gegenteil. Ich bin Nomadin, durch die ganze Welt gereist, und aus der Ferne schaue ich manchmal auf dieses Land, in dem ich geboren bin, und frage mich, was für ein verqueres Verhältnis die Deutschen zu sich selbst haben. Die Deutschen reden über sich und die DDR bis heute wie Fremde. Für mich sind die DDR und die Bundesrepublik einfach Deutschland, und ich verstehe nicht, was man mit dieser permanenten Unterscheidung insinuieren will. Wenn es diese ganzen Unterschiede wirklich gibt, was bin ich dann eigentlich? Bin ich eine Erfurterin, eine Thüringerin, eine Berlinerin, eine DDR-Bürgerin oder eine Deutsche? Ich finde, nur weil sich in Deutschland alle Jahrzehnte die Systeme ändern, kann man nicht ständig die eigene Identität ändern. Irgendwann weiß man doch dann selbst nicht mehr, wer man ist.

Und welche Rolle spielt Schönheit? War das ein Faktor, der Ihnen und den Menschen vor der Kamera wichtig war?

Das ist schwer zu sagen und ein bisschen demagogisch, weil wir heute sehr äußerlich sind und uns davon beeinflussen lassen, was die Medien unter Schönheit verstehen. Wir haben uns damals als schön empfunden, wenn wir authentisch sein konnten. So sind übrigens auch die Südamerikaner. Wenn ich ihr Inneres nicht sehe und mich nur auf ihr Äußeres fokussiere, sind sie beleidigt. Das war im Osten ähnlich.

Neben Ihren Streifzügen durch die Berliner Mitte studierten Sie von 1979 bis 1984 Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Was haben Sie dort gelernt?

Nichts. Ich mochte den Direktor Bernhard Heisig nie besonders, aber immer-

hin hat er ideologisch keine Grenzen gesetzt und mir freie Hand gelassen. Ich war nur zu den Prüfungen anwesend. Ich hasste Leipzig. Die Luftverschmutzung durch Bitterfeld und die Chemie im Leipziger Umland war unerträglich und hat mich krank gemacht. Da wollte ich nicht hin.

Wovon haben Sie damals gelebt?

Ach, wir haben weder Geld gekannt noch Geld gebraucht. Ich habe 20 DDR-Mark für meine Drei-Zimmer Wohnung bezahlt und ab und zu in einem Verlag Sportbilder vergrößert. Wir konnten von sehr wenig Geld leben und hatten sehr viel Zeit. Ich lag manchmal einen ganzen Tag lang im Bett. Es gab so viel endlose Stille, davon träume ich heute noch.

Ihre erste Ausstellung fand 1983 in einer Galerie in Lichtenberg statt und soll mit einem Besuch der Stasi begonnen haben. Stimmt das?

Ja, kurz vor der Eröffnung kamen ein Mann und eine Frau von der Kreisleitung im Auftrag der Stasi. Sie sollten meine Ausstellung entschärfen, also alles Problematische abhängen, was die DDR in einem schlechten Licht zeigte. Das Kuriose war: Den beiden gingen die Bilder so ans Herz, dass sie gar nicht wussten, was sie entfernen sollten. Also musste ich selbst Fotos auswählen und nahm nur harmloses Zeug weg. Das rächte sich natürlich später, und der Galerist bekam ein riesiges Parteiverfahren, aber immerhin konnten so viele Menschen meine Bilder sehen. Am Eröffnungsabend war es so voll, dass ich es nicht mal mehr in die Räume schaffte. Im ganzen Haus standen Leute und diskutierten über meine Bilder.

Wie reagierte das Ausstellungspublikum auf Ihre Arbeiten?

Unterschiedlich. Die einen fanden sie toll. Die anderen fanden, dass ich Schlüsselloch-Fotografie betreibe. Ich glaube, nur wenige hielten die Intensität der Bilder aus. Vor allem meine männlichen Kollegen vom Verband Bildender Künstler und tolle Fotografen wie Arno Fischer oder Roger Melis ärgerten sich furchtbar über meine Arbeit. Sie verstanden überhaupt nicht, was ich tat. Für sie lebten wir doch in einer schönen neuen Welt, die alle Probleme gelöst hatte und in der es hübsche Neubauten gab.

OBEN Das Foto, eine Arbeit von Schulze Eldowy, zeigt ihre Nachbarn Ulla und Horst, 1982.

UNTEN Der Kurier Lothar war ein bekanntes Gesicht in Berlin-Mitte. Das Bild ist von 1983. Die Ausstellung *Mangoblüte & Windrose* mit Werken von Schulze Eldowy ist bis 23. Januar 2022 in der Galerie Pankow in Berlin zu sehen.

Sie fanden zu den Fotografinnen und Fotografen der DDR nie richtig Anschluss.

Das stimmt. Eine Studentin schrieb in ihrer Magisterarbeit mal, dass ich mich für die Ost-Fotografie, also für die Ost-Fotografen nie interessiert hätte, und das war auch so. Beim Anflug solcher engstirnigen Gespräche über meine Arbeit habe ich mich immer aus dem Staub gemacht, bin zurück in mein Scheunenviertel gegangen und habe mir von Menschen wie Ulla und Horst lieber den *Kippen-Boogie* vorsingen lassen: »In Leipzig auf der Messe, da is'n Ding passiert, da hamse 'nen Verbrecher zum Galgen hingeführt. Und als man ihn wollt hängen, da sprach doch dieser Schuft: Ach gib ma noch 'n Kippen, sonst krieg ick keene Luft. Das ist der Kippen-Boogie – Kämel oder Lucki …« Das hat mir natürlich viel mehr Spaß gemacht.

Dafür wurde ab 1985 der bekannte US-Fotograf Robert Frank Ihr Verbündeter. Wie kam es dazu?

Robert Frank kam zu Besuch nach Ostberlin. Wie übrigens viele bekannte Künstler vor ihm. Henri Cartier-Bresson und Joseph Beuys waren ja auch dort gewesen. Ich glaube, den Osten kennenzulernen war für viele sehr verführerisch, und 1985 kam dann eben auch Robert Frank. Ich erhielt ein Telegramm von meinem Kollegen, dem Fotografen Rudolf Schäfer, dass ich sofort zu ihm nach Hause kommen sollte. In der Eile war ich so klug und packte meine Portfolios ein. Als ich bei Schäfer ankam, war dort bereits die ganze Ostberliner Fotografengilde versammelt. Alle wollten dem großen Meister ihre Bilder zeigen. Ich war die Letzte. Er schaute sich meine Bilder an und blickte dabei immer wieder zu mir hoch. Ich, diese junge blonde Frau im Cocktailkleid, und diese Schwarz-Weiß-Fotos passten für ihn nicht zusammen. Er schüttelte den Kopf, dann sagte er: Möchtest du eine Ausstellung in New York haben?

Was haben Sie geantwortet?

Wissen Sie, das Tolle war: Robert behandelte mich nicht als kleines Mädchen, sondern begegnete mir auf Augenhöhe, und ich fühlte mich so derartig mit der New Yorker »straight photography« verwachsen, dass es für mich eine Selbstverständlichkeit war, in New York auszustel-

Fotos: Gundula Schulze Eldowy

len. Ich war also nicht überrascht, sondern sagte ganz ernst: »Natürlich, ich träume davon.« Wir tauschten Adressen aus, und als er zurück in New York war, erzählte er sofort seinem Galeristen Peter MacGill von der Pace Gallery von mir, und Robert und ich begannen eine Brieffreundschaft, die bis zu seinem Tod anhielt.

Robert Frank war dreißig Jahre älter als Sie, was verband Sie miteinander?

Wir waren vom gleichen Geist geschmiedet, und er war einer der wenigen, die verstanden, wie sehr ich in der DDR litt und dass ein Wesen wie ich in diesem System völlig fehl am Platz war. Für mich war er das große Licht, das aus der Ferne leuchtete.

Der Austausch mit Robert Frank war bis zum Mauerfall nicht ungefährlich und führte dazu, dass die Stasi Ihnen vorwarf, eine CIA-Agentin zu sein.

Komplett absurd, aber die Stasi war Ende der Achtzigerjahre sowieso hinter mir her und suchte nach einem Vorwand, um mich kaltzustellen. Frauen in der DDR waren begehrt, solange sie sinnlich, schön und offen waren, aber sobald sie Einfluss bekamen, änderte sich alles. Ein Grund für den Vorwurf waren sicher die Briefe, die ich mit Hilfe meines Westberliner Freundes an Robert schickte und von denen einer durch blöden Zufall in die Hände der Stasi fiel. Ein anderer Grund war, dass der New Yorker Galerist von Robert Frank jene Fotografien kaufen wollte, die ich Robert bei seinem Besuch gezeigt hatte. Briefe schmuggeln war das eine, Fotos ins Land des Klassenfeinds Nummer eins zu schmuggeln eine andere Nummer. Die Stasi erfuhr von der Aktion und leitete sofort ein Verfahren wegen angeblicher CIA-Spionage ein. Im September 1989 sollte ich dann verhaftet werden.

Dazu kam es nicht. Durch die beginnenden Demonstrationen und Unruhen, die am 9. November 1989 schließlich zum Fall der Mauer führten, war die Stasi mit größeren Problemen beschäftigt. Was war das für ein Gefühl, als der Weg in den Westen plötzlich offenstand?

Mir war sofort klar, dass ich keine Zeit mehr verlieren will und sofort in meine geistige Heimat New York fliegen muss. Robert Frank kümmerte sich gleich um alles und lud mich ein, bei ihm zu wohnen.

Wie war das, als Sie im Frühjahr 1990 in New York ankamen?

Ich fühlte mich wie in einer Kulisse. Ich saß im Taxi vom Flughafen JFK und fuhr nach Manhattan in die Bleecker Street zu Robert Frank. Vor dem Haus saß seine Frau, die Künstlerin June Leaf, und begrüßte mich, als sei ich ein Teil der Familie. Diese Wärme und Herzlichkeit ist mir in dem Künstler- und Fotografenkreis Ostberlins nicht begegnet, aber in New York war sie überall spürbar. New York war das Gegenteil von dem, was ich bis dahin kennengelernt hatte. Alle Türen öffneten sich.

Was heißt das?

Im Osten hatte ich stets das Gefühl, meine Arbeiten verstecken zu müssen. Meine Fotos waren immer mit Streit verbunden. In New York wurde mir gezeigt, was alles möglich ist. Ich lernte dann auch direkt Roberts Freund kennen, den Schriftsteller Allen Ginsberg. Er lud mich in sein Loft ein und wollte mich seinen Studenten vorstellen, damit sie mal eine echte Ostdeutsche kennenlernen. Einer dieser Studenten fragte mich: »Wie hast du es geschafft, nicht von den neidischen Männern im Osten massakriert zu werden?« Ich war sprachlos. Der wusste sofort, was in der DDR los war.

Allen Ginsberg war ein Dichter der Beat-Generation. Ein amerikanischer Außenseiter traf auf eine deutsche Außenseiterin, und man verstand sich sofort?

Absolut. Er war zauberhaft. Was mir an ihm und auch Robert so gut gefiel: Sie waren Menschen ohne Ressentiments. Ginsberg urteilte nicht und hatte wie Robert eine wunderbar kindliche Neugierde. Das liegt vielleicht auch an der Energie Amerikas. Dort ist noch nicht alles so festgelegt, in Amerika ist noch Platz für Inspiration und Intuition.

Welche Teile von sich haben Sie in New York entdeckt?

Den Glanz. Auf einmal durften meine Arbeiten leuchten.

Sie haben dann auch ziemlich schnell mit der sozialdokumentarischen Fotografie aufgehört.

Ich wollte nicht immer das Gleiche wiederholen. Ich wollte einen Weg der Bewusstseinserweiterung gehen, nicht stehen bleiben. Ich habe mein Leben als Chance genutzt, um aus der Dunkelheit ins Licht zu gehen, und wer sich mein Œuvre anschaut, wird das auch sehen. Ich habe mich nach 1990 nicht nur nach und nach von der sozialdokumentarischen Fotografie abgewendet, ich habe mich generell von der klassischen Fotografie entfernt. Meine Bilder erinnern heute eher an Gemälde, und ich fühle mich viel mehr als Poetin, die sich manchmal in Worten, manchmal in Bildern, manchmal in Filmen ausdrückt. Robert Frank war ja auch ein Poet, und durch ihn und den Einfluss von Allen Ginsberg habe ich in New York viel Neues ausprobiert. Ich habe mir eine Polaroid und eine Filmkamera gekauft und angefangen, Gedichte und Kurzgeschichten zu schreiben. Die sind dann übrigens auch 2011 unter dem Titel *Am fortgewehten Ort* erschienen.

New York war immer der große Traum, trotzdem zogen Sie 1993 nach Ägypten weiter. Warum?

Ich hatte wirklich fest damit gerechnet, in New York zu bleiben. Ich bekam Aufträge von der *New York Times*, das Museum of Modern Art kaufte Fotos von mir, ich war Teil der legendären Gruppenausstellung *New Photography 8*, und Galeristen nahmen mir meine Arbeiten ab. Ich erfuhr eine Anerkennung, wie ich sie mir nie erträumt hatte, und fühlte mich angekommen. Ich war New Yorkerin, jedenfalls bis zu dem Tag, als ich ins Metropolitan Museum ging und mir die ägyptische Abteilung ansah. Ich sah Fotos und Artefakte einer längst vergangenen Zeit, und während ich staunte, wurde ein neuer Samen gesät. Ich musste nach Ägypten! Der Abschied von New York war nicht leicht, aber ich habe es gemacht, wie meine Großmutter mir geraten hatte: Geh! Dreh dich nicht um! In Ägypten begann dann eine Zeit, in der ich mich viel mit alter Geschichte beschäftigte, monatelang in den Pyramiden forschte und mich in gewisser Weise auch selbst ausgrub.

Sind Sie rastlos oder welthungrig?

Ich sehe es so: Wäre ich in Erfurt oder Berlin geblieben, hätte ich nur eine Seite von mir kennengelernt und ein Leben lang wiederholt. Durch das Reisen konnte ich ganz viele Facetten von mir kennenlernen, und darum ging es in meinem Leben. Es ging nicht um New York oder Ägypten, sondern um das New York und Ägypten in mir. Und obwohl ich ein geselliger Mensch bin, neige ich dazu, mich plötzlich abzusondern, in die Abgeschiedenheit zu gehen und mich in

die Tiefe meines Inneren zurückzuziehen. Dort begegne ich einer Unbekannten, weshalb ich alle Konzentration brauche, um mich mit ihr auseinanderzusetzen. Dschuang Dsi, mein Lieblingsphilosoph aus dem antiken China, formulierte es vor knapp 2500 Jahren so: »Wer sich nach außen wendet, ohne zu sich selbst zurückzukehren, der geht als Gespenst um.«

Wie sind Sie schließlich in Peru gelandet?

Im Jahr 2000 hatte ich eine Ausstellung in einer Galerie in Lima. Sie zeigten die Serie *Berlin in einer Hundenacht*, und obwohl die Resonanz ganz wunderbar war, langweilte ich mich in der Stadt. Ein Bekannter erzählte mir dann eines Tages von den alten Pyramiden der Moche-Kultur im Norden Perus und organisierte eine Reise dorthin. Als ich vor der Sonnen- und Mondpyramide stand, war ich schwer beeindruckt und wollte unbedingt auch auf den Gipfel des Cerro Blanco steigen, der wie eine magische Kraft über ihnen thronte. Allein ging das natürlich nicht und wäre viel zu gefährlich gewesen, also wurde mir mein heutiger Ehemann vorgestellt. Javier Alberto Garcia Vásquez, ein waschechter Moche und Sohn eines großen Schamanen. Er nahm meine Hand und stieg mit mir den Berg hinauf. Dort leben wir heute auf einer Hacienda, umgeben von Apfelsinen-, Bananen-, Avocado-, Mango- und Zitronenbäumen. Mein Leben neben diesem Berg ist wie in dem Buch *Hundert Jahre Einsamkeit* von Gabriel García Márquez. Ohne Übersinnlichkeit kann man dort nicht sein. Man ist nie allein und immer mit anderen Bewohnern dieser Erde zusammen.

Also genug Aufregung, um zu bleiben?

Die Nomadin in mir hat sich natürlich auch in Peru schnell zurückgemeldet. Deshalb sind mein Mann und ich die meiste Zeit auf Reisen. Das ist auch ein Teil meiner aktuellen Arbeit. Wir erforschen die Überlieferungen der Moche, Chimú, Aymara, Inkas, Chachapoyas und anderer Stammeskulturen. Von jeher wurde ihre Geschichte von Generation zu Generation mündlich weitergegeben. Wir schreiben diese Legenden auf und sammeln die Hinterlassenschaften der Menschen, die Jahrhunderte und Jahrtausende vor uns in den Anden lebten. An den antiken Keramiken, die wir immer wieder finden, können wir beispielsweise genau ablesen, wie sie lebten, wie sie sich kleideten, welche Krankheiten, welche Götter, welche Gewohnheiten sie hatten. Ich habe die unglaublichen Abenteuer unserer Reisen auch in dem Erzählband *Tänzerflügel* festgehalten. Das Manuskript würde ich gern veröffentlichen und suche noch einen Verlag.

»Ich betrachte mein Wesen in Analogie zu einem Baum. Er kann nur hoch hinauswachsen und Blüten tragen, wenn er tiefe Wurzeln hat«

Und womit beschäftigen Sie sich gerade als Fotokünstlerin? Welche Motive interessieren Sie?

Ich arbeite zum Beispiel seit drei Jahren an einem neuen Langzeitprojekt mit dem Titel *Chacalón*. Es beschäftigt sich mit der Eigenschaft von Wasser, sich im ruhigen Zustand in ein Spiegelbild zu verwandeln. Licht, Himmel, Erde, Natur, Bäume, Häuser entfalten auf der Spiegelfläche von Gewässern eine zauberhafte Wirkung, fast als würde man in eine andere Welt eintreten. Das fasziniert mich. Das Spiegelbild, das meine Augen wahrnehmen und das ich mit meiner Kamera einfange, ist keine Realität mehr, sondern ist und bleibt Wasser. Aber das Wasser ist in diesem Zustand seltsamerweise kaum als Wasser wahrnehmbar. Es ist von der Außenwelt erfüllt und gibt die Umgebung wie ein Foto wieder, ohne sich selbst zu zeigen. In metaphorischer Weise sind wir Menschen dasselbe.

Was bedeutet für Sie Zuhause?

Dass ich in mir zu Hause bin.

Steht Ihr altes Elternhaus in Erfurt noch? Waren Sie mal wieder dort?

Ja, mein Elternhaus steht noch, und das empfinde ich auch als Glücksumstand. Ich betrachte mein Wesen in Analogie zu einem Baum. Er kann nur hoch hinauswachsen und Blüten tragen, wenn er tiefe Wurzeln hat. Und vor oder nach einer großen Reise suche ich mein Elternhaus immer noch regelmäßig auf, setze mich auf den Hof und sinniere. Berlin war eine Station meiner Weltreise, so wie alle anderen Orte, in denen ich lebte. In Peru träume ich fast nie von Berlin, aber ständig von Erfurt. Innerlich gab es nie einen Fortgang. Als ich vor drei Jahren meine Ausstellung *Halt die Ohren steif! Robert Frank und Gundula Schulze Eldowy in New York* in der Kunsthalle Erfurt hatte, lief ich durch die Straßen und dachte: Deine Reisen hast du nur geträumt. In Wahrheit bist du niemals fort gewesen.

Leben Ihre Eltern noch?

Nein, aber meine Geschwister sind noch in Erfurt. Sie und ihre Kinder leben alle im Umkreis des Elternhauses. Unsere alte Wohnung ist mittlerweile an andere vermietet. Einmal habe ich dort geklingelt und bat die neuen Bewohner, mich hineinzulassen. Das machten sie auch. Ich finde es höchst interessant zu erkunden, wer vor oder nach mir auf dem Fleckchen Erde lebte und lebt, das mich geprägt hat.

Wollten Sie mal ein Kind haben?

Nein. Ich wollte nie Zeit für mich selbst verlieren und sehe das wie Diotima, die weise Frau in Platons Dialog *Symposion*. Es gibt viele Menschen, die alles dafür tun, um zu erzeugen, und aus Kindern eine fundamentale Kraft schöpfen. Es gibt aber auch Menschen, die aus ihrer Seele und ihrem Geist heraus erzeugen und dafür zuständig sind, das Universum zu erneuern. Zu dieser Gruppe zähle ich mich.

Was bedeutet Erfolg für Sie?

Na ja, Erfolg heißt immer Er-folg, also er folgt jemandem. Das habe ich nie getan.

Was glauben Sie: Kommt nach Peru, Ihrem aktuellen Wohnort, noch mal eine neue Station?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich immer gesagt habe, ich werde in diesem Leben noch Französisch lernen müssen.

CAROLIN WÜRFEL

träumte als Jugendliche selbst davon, Fotografin zu werden. Sie fotografierte die Augen anderer Leute und verlassene Leipziger Straßenecken. Ihre erste Kamera war allerdings keine Nikon wie bei Schulze Eldowy, sondern tatsächlich die alte Praktica ihres Großvaters aus DDR-Zeiten.